

Henri Roorda
Ein lauwarmer Planet mit Läusen
Betrachtungen eines Weltbürgers

verlag die brotsuppe



Henri Roorda

Ein lauwarmer Planet mit Läusen

Betrachtungen eines Weltbürgers

aus dem Französischen von
Yla M. von Dach

verlag die brotsuppe

Originaltitel: »Mon internationalisme sentimental« und »Le débouillage des crânes est-il possible?«, aus »Œuvres complètes«
© L'Age d'Homme, Lausanne

Wir danken Hélène Guex, die uns den Text ihres Vaters André Guex zum Abdruck überlassen hat, sowie der »Association des Amis de Henri Roorda« (AAHR) für ihre finanzielle und inhaltliche Unterstützung.

Die Übersetzung wurde von Pro Helvetia subventioniert.

prchelveta

www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-905689-36-5

Alle Rechte vorbehalten

  2011, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Übersetzung: Yla M. von Dach, Biel/Bienne

Umschlag, Satz, Illustrationen: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: www.cpibooks.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Inhalt

Mein sentimentaler Internationalismus	7
Über die Vernebelung der Gehirne und die Möglichkeit ihrer Entnebelung	27
Wir haben Grund zur Sorge	27
Das Wort und die Sache	30
Tristan Bernard, der Gehirn-Entnebeler	31
Zeitung und Buch	35
Politik und Polemik	40
Der Krieg	46
Das Übel liesse sich mildern	49
Die Entnebelung der Gehirne ist nicht möglich	55
Roorda – ein Porträt von André Guex	62
Anmerkungen	78
Autor, Übersetzerin, Illustratorin	80

Mein sentimentaler Internationalismus

Ich weiss nicht, ob Sie sind wie ich: Ich verstehe absolut nichts vom Leben. Das hindert mich im Übrigen nicht, meine alltäglichen Sachen zu sagen und die nötigen Handgriffe zu tun.

Die Idee, die ich mir von der Welt mache, eine falsche, ganz bestimmt, verdanke ich zu einem guten Teil der extremen Schwäche eines meiner Gesichtsmuskeln: des Jochbein- oder Lächelmuskels, des *Musculus zygomaticus*. Bei der geringsten nervösen Erregung zieht sich mein zygomatischer Muskel zusammen, und ich lächle. Kaum macht die Zukunft Miene, mir zuzulächeln, erwidere ich die Höflichkeitsbezeigung. Verwundert haben Unbekannte, die auf der Strasse an mir vorübergingen, mein wohlwollendes Lächeln entgegengenommen; und dann sah ich, wie höchst gutbürgerliche Frauen ihren geringschätzigen Blick bis auf meine Schuhe herabsinken liessen. Wenn im friedlichen Gasthof, zu dem mein Spaziergang mich geführt hat, das schallende Gelächter dreier Kartenspieler ertönt, die vom anhaltenden Pech des Vierten aufgeputscht sind, kann ich mich nicht hindern, einen ganz augenfälligen Anteil an dieser Freude

zu nehmen. Ich habe dem glücklichen Baby zugelächelt, das man in den englischen Zeitschriften immerwährend sein *Mellin's food* essen sieht. Ich würde sogar der schönen Wachsdame zulächeln, die sich hinter dem Schaufenster des neuen Coiffeurs auf dem Absatz umdreht, wäre sie weniger affektiert.

Dieser übertriebene Mangel an Steifheit hat Nachteile: Es kam vor, dass ich ein Lächeln erwiderte, das mir nicht zgedacht war. Doch die Tatsache ist: Vor dem Fremden mit *menschlichem* Blick, dem ich begegne, öffnet sich meine Seele wie ein Wäldchen. (Wenn ich sie gleich danach wieder verschliesse, so bloss in den Fällen, in denen die Vorsicht dies verlangt.)

Es ist nicht so, dass ich gut wäre; doch das Lächeln der anderen beruhigt mich. Mein Wohlwollen ist gewöhnlich unreflektiert und spontan; doch indem ich versuche, das Menschentier sogleich zu entwaffnen, gehorche ich vielleicht einem tief verwurzelten Instinkt. Denn obgleich die Aussicht auf gewisse Kämpfe uns zuweilen begeistert, brauchen wir doch täglich Sicherheit. Jeden Tag verausgaben wir den grössten Teil unserer Kräfte für die alberne Arbeit, zu der die Gesellschaft uns nötigt; und es wäre eine zu grosse Strapaze, müssten wir den Menschen gegenüber dauernd angespannt und zum Gegenschlag bereit sein. Um Frieden anzubieten, entfaltet das Lächeln ein winziges weisses Fähnchen zwischen unseren Lippen.

Und dann gibt es Fälle, in denen unser Blick dem Neuankömmling viel mehr signalisiert als Neutralität. Würden wir es wagen, würden wir zu ihm sagen: »Seien wir Freunde.« Wir brauchen die anderen, um uns am Leben zu erfreuen. Die Menschen haben uns alles

gelehrt: zu schauen, zu fühlen, zu denken. Durchs Auge der Menschheit gesehen, gewinnt die Natur an Schönheit. Und wenn uns diese oder jene Sache berührt, so deshalb, weil wir eines Tages ihren zitternden Umriss in der Tiefe der menschlichen Seele erblickten.

Darum habe ich den Theoretikern des Internationalismus und des Weltfriedens geglaubt: Mit ihrer Behauptung, dass ein Einvernehmen zwischen den Menschen möglich sei, befriedigen sie mein physiologisches Bedürfnis nach Entspannung und lassen mich einen gesellschaftlichen Zustand erahnen, in dem der Mensch vor seinesgleichen sorgloser als in unserer überängstlichen und vorsichtigen Gesellschaft die Sperrgürtel seines Herzens lockern darf.

★

Ich möchte gerne wissen, ob meine ausgeprägte Vorliebe für den Frieden einzig ein Zeichen der Schwäche, oder ob meine Sensibilität die normale Sensibilität des modernen zivilisierten Menschen ist. Offen gestanden hat das keine grosse Bedeutung, denn, normal oder abnormal, ich werde mich nicht ändern. Doch ich finde Gefallen daran, für meinesgleichen ein paar Argumente zusammenzustellen, die vielleicht einige von ihnen dazu bewegen werden, den Theoretikern der menschlichen Brutalität Widerstand zu leisten. (Und da entdeckte ich in mir die ganz schön feststehende Absicht, nicht mit Hinz und Kunz Frieden zu schliessen.) Ich werde also bei der Geschichte Hilfe suchen, die ein braves Mädchen ist, und bei der Logik, die nicht so halsstarrig ist, wie man gerne behauptet.

Der urzeitliche Mensch kannte keine Sicherheit. Wo auch immer er Halt machte, um sich auszuruhen, war er hundert Schritte von der *Grenze* entfernt. Wann konnte er sicher sein, dass der Feind nicht in der Umgebung herumstrich? Obwohl es keine Journalisten gab, um ihn an die Gefahr zu erinnern, *dachte er immer daran*. Den Kindern des Stammes, die schon einmal im Dunkel böse Augensterne hatten glimmen sehen, brauchte man keine Lehrer für das Fach Nationalismus zu geben. Und der Fremdenhass, ein notwendiges Gefühl, keimte sehr früh in den Herzen.

Doch bereits in längst vergangenen Zeiten wechselte der Mensch den Kraftaufwand für einen mörderischen Kampf oft gegen einen weniger grossen Kraftaufwand aus. Ich stelle mir das Menschentier der Urzeit vor. An einem Waldrand machen sich zwei Jäger das Tier streitig, das sie soeben erlegt haben. Jeder zerrt es heftig auf seine Seite. Und da reisst das lauwarme Ding unter der ungeheuren Zugkraft entzwei. Die beiden Kämpfer taumeln; doch jeder ist teilweiser Sieger. Blöde verduzt haben sie DAS TEILEN erfunden. Unzählige Kämpfe werden von nun an überflüssig sein.

Wenn sie die literarischen Werke der Antike analysieren, machen die Lehrer ihre Schüler gewöhnlich darauf aufmerksam, dass sich »der Mensch im Grunde« nicht ändere. Lassen wir ihnen ihren Grund, den Inhalt, den sie meinen; stellen wir aber fest, dass in der Form, auf die allein es ankommt, wesentliche Veränderungen stattgefunden haben. Mangels Übung hat der Mordinstinkt bei vielen Leuten beträchtlich nachgelassen. In der Bevölkerungsdichte der modernen Städte kommt es häufig zu Reibereien und Zusammenstössen zwischen Individuen;

und damit das gesellschaftliche Leben möglich ist, dürfen diese Kontakte in den Organismen nur Reaktionen von schwacher Intensität hervorrufen.

Die Fremden? Es ist ziemlich schwierig, sie zu hasen. Wenn ihr Dasein für uns eine Gefahr darstellt, dann warnt uns nicht mehr unser Instinkt. Beflissene Erzieher müssen der Masse das beibringen, was sie der Kontakt mit der Alltagsrealität nicht lehren würde. Sehen Sie: Der Mensch, der dort drüben vorbeigeht, ist das ein Fremder oder nicht? Er sieht nicht merklich anders aus als gewisse Passanten, denen wir Tag für Tag begegnen, und die durchaus von hier sind.

Wir brauchen die Fremden, wie wir unsere Mitbürger brauchen: Sie schicken uns Weizen, Kohle, Metalle. Und wie sollten wir das Leben am Zirkulieren hindern? Von weit her kommende Eisenbahnwagen lassen Pflanzenstäubchen auf die Böschungen unserer Schienenwege fallen, die morgen exotische Kräuter unter unsere einheimischen Pflanzen mischen werden. Und leichter noch als diese unsichtbaren Keime gehen die Ideen der Menschen rund um die Welt. Die *menschliche* Umwelt ist die natürliche Umwelt der Städter und zahlreicher Bauern geworden. Wir können unsere Bedürfnisse nur dank der Arbeit der anderen befriedigen. Damit wir weiterleben können, müssen viele andere Menschen leben. Und durch eine vielleicht fruchtlose, aber unvermeidliche Entwicklung, die in unseren Gefühlen wie in unseren Ideen stattfindet, sind wir heute soweit, dass wir jedes menschliche Leben respektiert haben wollen.

Und dann hat die Arbeit ungefähr überall dieselbe Form. Gebeugt in ihren unterirdischen Galerien erle-

ben die Bergarbeiter aller Länder dieselben Strapazen. Weil sie alle die gleiche Haltung haben, werden sie die gleichen Gefühle empfinden können. Und rückt einer von ihnen plötzlich mit der Sprache heraus, werden sie alle seine Worte der Hoffnung oder Auflehnung verstehen. Denn der moderne Mensch vernimmt, was auf der anderen Seite der Erde gesagt wird.

Und schliesslich sagt man uns schon so lange, dass wir uns »untereinander lieben« sollen.



Was nicht hindert, dass seit ein paar Monaten das grosse Gemetzel im Gange ist. Eine mächtige europäische Nation, ostentativer religiös als die anderen, hatte, geschickter als die anderen und sicher mit weniger vagen Absichten als diese, ihre formidable Mordmaschine perfektioniert. Am 1. August 1914 spürte sie ihre Kraft und streckte begehrllich die Hand nach dem Gut der Nachbarinnen aus. In schwärmerische Erregung versetzt durch erbärmliche Schulmeister, die ihr die Metaphysik der Habgier eingetrichtert hatten, zeigte sie der Welt auf einmal eine abscheuliche Fratze. Man hatte sich so gut an den Frieden gewöhnt, dass es auf der Erde eine grosse Bestürzung gab. Die Zivilisation hatte ihre stillschweigenden Verheissungen gebrochen. Die Menschen empfanden danach während Wochen ein nicht nachlassendes Unbehagen; denn sie hatten nicht mehr diese unbewegte Leinwand der Zukunft vor sich, auf die sie für gewöhnlich im Voraus mit leichten Strichen ein beruhigendes Bild ihres Lebens zeichnen.

Eines Tages stand ich auf der Strasse still, um einem Gesang zuzuhören, der in den Glanz des Sommers hinaufstieg. Doch die Stimme verstummte plötzlich, zum Schweigen gebracht sicherlich durch die Sorge, die ich ahnte und die nur einen Augenblick eingeschlafen war. Die glücklichen Gemüter hatten es nicht verstanden, gleich in der ersten Stunde ihren ganzen Jubel auf den Grund ihrer selbst zu verdrängen. Und beim Gedanken an die Fassungslosigkeit der Welt schämten sie sich taktvoll dieses überflüssigen Glücks, das in ihnen blieb und manchmal durchschimmernd zum Vorschein kam.

Es gab auch Heiterkeiten, die nicht übermässig getrübt wurden durch die Nachricht, welche Fortschritte die *Kultur* (1) in Belgien machte. In der Stadt begegnete man jungen Frauen, die nur schlecht ihre Lust verbargen, hübsch und elegant auszusehen. Bei näherer Überlegung kann man diesen charmanten Geschöpfen nur zustimmen, die es nicht verstanden hätten, wenn man das provisorische Deutsche und das ewig Weibliche mit demselben Interesse betrachtet hätte.

Denn die Gründe, das Leben zu lieben, bleiben trotz allem stärker. Dieses jüngste patriotische Blutbad erschien Millionen von Menschen als ein ungeheuerlicher Anachronismus. Tatsache ist, dass die Triebfedern des Hasses erschaffen bei denen, die in Sicherheit leben. Andererseits verlieren die Menschen, wenn sie zusammenarbeiten und sich bilden, an Hochmut und gewinnen an Skepsis und Toleranz. Bereits befolgen viele von denen, die der Masse Meinungen liefern, den Rat von Renan (2) und räumen in ihrem Denken »dem Lächeln und der Hypothese Platz ein, wonach diese Welt nicht etwas sei, was

man sehr ernst zu nehmen habe.« Und man kann eine Zeit voraussehen, in welcher der Einzelne, gewarnt vor der Lüge der grossen Worte, aus seinem Geist alle Idole vertrieben haben wird, die Menschenopfer fordern.

.....

Gleichwie: Wenn ich daran denke, dass am 1. August die grosse Nation, in der es am wenigsten Analphabeten gibt, frohgemut den Plan geschmiedet hatte, Frankreich zu vernichten, geraten alle meine Überzeugungen ins Wanken, und ich fange wieder an, gar nichts vom Leben zu verstehen.



Ein Physiklehrer hat mir entgegengehalten: »Du hast es gesagt! Du verstehst nichts vom Leben.« Auf der Oberfläche unserer Erdkugel ist die Schwerkraft von beträchtlicher Intensität; wir müssen uns fortwährend anstrengen, um die Trägheit der Materie zu überwinden. Sehr oft dünkt uns unser eigener Körper schwer. Am Sonntagmorgen bleiben Millionen tatkräftiger Menschen, die von der Triebkraft der sozialen Verpflichtungen nicht hochgehievt werden, platt in ihren Betten liegen, kräftig vom Erdmittelpunkt angezogen.

Unser Planet scheint uns nicht auf den Leib geschneidert zu sein. Obwohl die Menschheit, um fortzubestehen, jeden Tag eine enorme Arbeit leisten muss. Von Natur aus träge und intelligent, hat der Mensch sich zahlreiche, manchmal sehr raffinierte Mittel und Wege ausgedacht, um seine mühsamen Pflichten anderen aufzubürden. Das

nennst du »einen Kraftaufwand gegen einen weniger grossen Kraftaufwand auswechseln«. Das alles geht nicht ohne ein bisschen Einschüchterung und Brutalität. Während Jahrtausenden war Plünderung eine Alltäglichkeit im Kampf ums Dasein.

Es kommt vor, dass sich mehrere kleine Vaterländer zusammentun, um ein grosses zu bilden. Aufgrund dieser vielfältigen Allianzen gibt es heute auf der Erde grosse Regionen, in denen man nicht gegeneinander kämpft. Doch die grossen Vaterländer bestehen weiter, stärker denn je. Die weit von der Grenze entfernt lebenden Menschen, die sich schliesslich endgültig in Sicherheit wähnen, müssen unbedingt erfahren, dass es weiterhin Grenzen gibt.

Du scheinst nicht zu vermuten, dass zwischen der menschlichen Spezies und den anderen Tierarten tiefgreifende Analogien existieren. Es sind immer die Starken, die die Schwachen fressen. Das Gegenteil würde meinen logischen Verstand vor den Kopf stossen.

Für denjenigen, der sich nicht in eine sentimentale Schlawfrigkeit abgleiten lässt, liegt im universellen Daseinskampf eine grosse Schönheit. Der Besiegte ist für den Sieger Nahrung, die seine Kraft und seinen Glanz erhöht. Es ist im Übrigen unmöglich, sich eine begrenzte Welt vorzustellen, auf der sämtliche Tier- und Pflanzenarten sich unbegrenzt vermehren würden. Ein Wesen, das leben will, muss sich verteidigen können.

Du hast dir Wissen aus Büchern angeeignet, in denen du allgemeine Ideen gefunden hast; du hast jedoch nicht gemerkt, dass die Menschen allgemeine Ideen in den Dienst ihrer persönlichen Gelüste stellen. Selbst wenn man über einige moralische Prinzipien, ein paar Abstraktionen,



weltweit Einigkeit erzielen würde, wären die Interessengegensätze unausweichlich, wie vorher. Leute wie du, die sich, wenn ihr Lebensunterhalt gewährleistet ist, damit zufrieden geben, die Welt zu bestaunen und mit Wörtern zu spielen, sind für den Kampf schlecht organisierte Wesen und zum Glück nicht sehr zahlreich. Kräftige gesunde Menschen begehren Güter, die weniger leicht zu teilen sind. Und wie gross auch deine Eloquenz sein mag, sie werden die Verhaltensregeln nicht akzeptieren, die du ihnen vorschlägst.

Es sind nicht alle Menschen gleich. Komm schon: Als sich der deutsche Kaiser öffentlich über das ungehörige Verhalten der belgischen Bevölkerung beklagte, hast du da nicht gespürt, dass er nicht vom gleichen Schläge ist wie du?

Es ist möglich, dass die deutschen Demokraten, wenn sie sich von ihrem etwas unterwürfigen Respekt befreien, es schaffen, in ihrem Land den aggressiven Nationalismus auszurotten, den du verabscheust. Doch was wird eines Tages aus dem russischen Volk hervorkommen? Und dann gibt es noch ganz Asien. Nein, die Stunde der endgültigen Abrüstung hat noch nicht geschlagen. Die Menschen von heute sind nicht alle Brüder.

★

Physiklehrer, du hast Recht. Ich habe vorhin nicht alles gesagt: Tatsache ist, dass ich jeden Tag Menschen begegne, die absolut keine Wirkung auf meinen Lachmuskel ausüben. Die meisten Gesichter, auf die mein zerstreuter Blick fällt, sind undurchdringlich; und für

die vielbeschäftigten Leute, die wir sind, setzt die Menge sich hauptsächlich aus Gleichgültigen zusammen. Und dann hat mich, zugegeben, mein allzu ungezwungenes Lächeln ab und zu getäuscht. Ich habe allzu prompt Sympathie für kraftlose Menschen empfunden, bei denen der gesellschaftliche Druck eine nachhaltige Deformation nach sich gezogen hatte, und deren Gemüt nur noch befangene Regungen kannte. Ich habe gewissen Selbstzufriedenen gegenüber, die mit der untadeligen Moral der Grossen Macher in der Welt hausieren, nicht sogleich genügend Kälte an den Tag gelegt. Und ich habe nicht auf Anhieb alle Spielarten des modernen und wissenschaftlichen Rüpels erkannt. Ja, der Gegner ist quicklebendig, und er bedroht uns. Seien wir also fähig, jene zu erkennen, die mit uns sind.

Soll man von den Menschen sprechen, deren Leben schon lange innig mit dem unseren verflochten ist? Wenn wir mit ihnen zusammen sind, schläft unser Herz in Seelenruhe ein. Von Zeit zu Zeit gibt ihnen ein freundschaftliches Zeichen zu verstehen, dass unsere alte Zuneigung wieder erwacht ist. Doch das Problem stellt sich nicht im Hinblick auf diese gewohnheitsmässigen Gefährten. Wie soll man unter all den Unbekannten, vor denen wir stehenbleiben, jene erkennen, deren natürliche Verbündete wir sind?

Es gibt zunächst ganz kleine Kinder, die, um den Egoismus oder den wohlüberlegten Widerstand der grossen Leute zu besiegen, keine andere Möglichkeit haben, als unendlich liebreizend zu sein. Man hat ihnen die Selbstsicherheit noch nicht genommen; und sie äussern ganz unbefangen ihre Wünsche und ihre Wissbegierde. Ich,

der ich »die kommende Menschheit im Blick habe«, betrachte diese Kleinen erst einmal hoffnungsvoll. Doch ich weiss, dass der Grosse Erzieher ihnen eingehend beibringen wird, kein Wagnis einzugehen; und beim Gedanken daran, was aus fast allen von ihnen werden wird, sage ich mir: »Schade!«

Und dann gibt es die Schriftsteller, deren gesunde Respektlosigkeit die Courage unserer Aufrichtigkeit wieder aufleben lässt. Mehrere Vaterländer und mehrere Jahrhunderte trennen uns vielleicht von ihnen; doch ihre Stimme ist durch die Entfernung nicht geschwächt. Und diese Stimme hat einen solchen Klang, dass wir, weil wir ihn vernommen haben, vielen verdächtigen Redekünstlern werden widerstehen können.

Es gibt noch andere Menschen, die kein Nationalismus zu seinem Vorteil wird in Beschlag nehmen können. Man sagt uns, dass wir weder Beethovens noch Mozarts Landsleute sind. Und dennoch wird unser Gemüt sofort ihrer Musik gehorchen.

Wir verstehen uns nicht nur mit denen, die unsere Sprache sprechen. Ich erinnere mich an einen Engländer, der mir, mit einem allzu ärmlichen Wortschatz ausgestattet, mühsam erklärte, wie er mit drei oder vier sehr einfachen Werkzeugen in seiner Londoner Werkstatt kunstvolle Bucheinbände gestaltete. Aus Höflichkeit antwortete ich ihm auf »Kauderwelsch«. Wir verstanden uns; und so wie er einmal lächelte, sah ich genau, dass wir uns sehr rasch über die fundamentalen Probleme der Metaphysik einig geworden wären. Ach!, wie wohltuend ist diese plötzliche Sympathie, die man zuweilen für einen Neuankömmling empfindet!

Und warum nicht einen anderen Fall erwähnen, bei dem unser Instinkt uns die Verwandtschaft offenbart, die uns mit anderen Angehörigen unserer Gattung vereint? Eines Tages wartete ich auf einem Bahnsteig auf einen Freund. Ein Zug stand da, kurz vor der Abfahrt. Mit aufgestützten Ellenbogen an ihrem Abteilstfenster stehend, beobachtete eine junge Frau untätig das Kommen und Gehen in den letzten Minuten. Und ich, unbeschäftigt wie sie, versuchte unauffällig die Nationalität der Unbekannten zu erraten, deren Exotik augenfällig war. Der Zug fuhr an; und da man in die Leere langer Reisen doch dann und wann ein kleines Ereignis streuen muss, versenkte die abreisende Fremde ihren Blick lange tief in den meinen. In der Almosenschale unseres Bettlerherzens klingeln die illusorischen Spenden spöttisch barmherziger schöner Passantinnen wie ehrlich gemeinte Opfergaben. Einmal mehr hatte ich gerade gespürt, dass die Entfernung ihrer Vaterländer dem unmittelbaren, vollkommenen Einvernehmen zweier Menschen, die sich zum ersten Mal begegnen, nicht hinderlich ist.

Und schliesslich habe ich mich mehr als einmal zu früh von einem Arbeiter oder einem Bauern verabschieden müssen, der, während er mir aus seinem Leben erzählte, brüderlich meine allgemeinen Vorstellungen eines argumentierfreudigen Querkopfs korrigierte. Womit noch nichts gesagt ist von all den möglichen, rasch in der Menge verlorenen Brüdern, von denen ich nur eine Geste oder einen Blick erhaschen konnte.

Ich könnte keine Formel finden, um all jene zu charakterisieren, die ich als mir nahestehend empfinde. Wie auch immer: Die Unterscheidung, die ich zwischen ihnen

und den anderen mache, hat nur für mich einen Sinn. Eines zumindest ist sicher: Meine wahren Landsleute, die Menschen, deren innere Bewegtheit mit meinem Beben harmonieren könnte, kommen aus allen Ländern. Damit zwei Menschen zutiefst spüren, was sie vereint, damit es zwischen ihnen eine echte Eintracht gibt, eine Minute lang oder mehrere Jahre, brauchen sie nicht auf dem gleichen Fleck Erde zur Welt gekommen und nicht vom gleichen Boden ernährt worden zu sein: Manchmal reicht es, dass sie nach denselben Methoden kultiviert wurden. Die Ähnlichkeiten zwischen ihnen, Ähnlichkeiten biologischer und psychologischer Art, die sich aus der Tatsache ergeben, dass sie derselben Tierart angehören, wurzeln trotz allem tiefer als ihre nationalen Differenzen. Warum sollte sich ein und dieselbe menschliche Varietät nicht unter verschiedenen klimatischen Verhältnissen finden? Genährt durch die gleichen Nahrungsmittel wie wir, geprägt durch die gleichen Gewohnheiten, gebildet durch die gleichen Bücher, werden die Fremden mehr und mehr zu unseresgleichen. Ob es um Hüte geht oder um industrielle Verfahren, um Ästhetik oder Philosophie, die Mode ist heute international.

Und hängt unsere Art zu fühlen nicht auch ein bisschen von der Mode ab? Früher kennzeichneten bestimmte Bräuche lange Zeit die Bewohner eines Landesteils. Heute findet man in den Dingen aus ein und derselben Epoche die verblüffendste Uniformität. Und in Zukunft wird eine Distanz von viertausend Meilen viel weniger Kontraste und Diskrepanzen zwischen den Gewohnheiten der Menschen mit sich bringen als ein Zeitabstand von vierzig Jahren. Doch in jeder Gegend

gibt es dieselbe Opposition zwischen denen, die an alten Gewohnheiten festhalten und denen, die schon ein neuer Geist beseelt. Wenn ich mich mit diesem Herrn nicht verstehe, so nicht, weil er aus einem anderen Land stammt, nein: Er ist aus einer anderen Zeit. Die Kämpfe zwischen den Menschen werden nicht so bald ein Ende nehmen; doch jeder wird immer besser verstehen, dass er Verbündete weit jenseits der Grenze, und Feinde in nächster Nähe hat. Jene, die das während des Krieges vergessen, werden sich nachher daran erinnern.



Physiklehrer, seien wir ehrlich: Ich habe nichts bewiesen und du auch nicht. Im Moment, da wir etwas behaupten, halten uns keine übermässigen Skrupel zurück; und keiner von uns hat sich verpflichtet gefühlt, zwanzig Jahre lang Biologie, Psychologie und Geschichte zu studieren, bevor er in den grossen Debatten, die die Menschen entzweien, Stellung bezog. Die Zukunft ist unergründlich; doch unsere Sensibilität gibt uns den Impuls, der uns aus der Ungewissheit hinauskatapultiert. Wir lieben nicht die gleiche Art von Spektakel, du und ich; damit hat sich's. Mag also jeder von uns seine organische Voreingenommenheit behalten, die durch die unvollständigen Argumente des anderen nicht besiegt werden kann. In meiner Abscheu gegen den Krieg vergesse ich nicht die bewundernswerten Soldaten, die seit dem 2. August im Kampf für unsere noble Sache sterben. Doch kann man im Gedanken an die Besten die anderen vergessen, die sich wie schmutzige Banditen aufführen? Die sprachge-

waltigen Zeilen, die Literaten über den Heroismus der einen zu Papier bringen werden, können das sagenhafte Mass an Elend, Schurkerei, Gemeinheit und Feigheit nicht aufwiegen, das der Krieg unweigerlich mit sich bringt. Der Krieg wäre schön, wäre es den Rüpeln verboten, daran teilzunehmen. Doch gegen wen würde man dann kämpfen?

Zu gegebener Zeit wird man sich sehr wohl anstrengen müssen, sauber zu sterben. Doch die Frage liegt nicht hier. Welche Opfer werden die Nationalen Eitelkeiten zu bringen geruhen, um ein künftiges Desaster zu verhindern? Um den Städtern ein wenig Heroismus ins Herz zu flössen, führt man ihnen manchmal achthundert gut regulierte Männer vor, die vier Trommler durch die Strassen der Stadt bugsieren. Dieses doppelte System von parallel laufenden Beinen ist vorzüglich geeignet, die Blicke zu faszinieren. Doch ich bin nicht überzeugt: Wer nur vier Trommeln hört, hört nur Schall. Mehr als die Beinbewegung interessiert mich die Bewegung der Gemüter. Ich denke an jene Soldaten, die töten, die getötet werden, ohne dass ihr Wille etwas damit zu schaffen hat. Und ich denke an vieles andere mehr. Ich erinnere mich an die schönen Worte, die ich in Büchern gefunden habe. Ich stelle mir sprachlos den Sieger vor, der nach dem Gemetzel Dankadressen an den Himmel richtet, für die schlagkräftige Hilfe, die er ihm zukommen liess. Der Gott der Armeen findet das so unglaublich, dass er nie antwortet. Ich frage mich auch, ob diese Menschen, die im Angesicht des Todes so brüderlich den gemeinsamen Feind bekämpften, nach dem Krieg, wenn die Glücklichen unter ihnen wieder den Reiz des Lebens zu kos-

ten beginnen, sich daran erinnern werden, dass sie alle die Kinder ein und desselben Vaterlandes sind?

Nein, siehst du, Physiklehrer, es ist nichts zu machen: Die Gefühle, die ich angesichts gewisser Spektakel empfinde, rauben meinem Verstand den ganzen Scharfblick. Ich versuche manchmal, mich nicht durch meine sentimentalischen Träumereien verdummen zu lassen und frage mich dann, ob eine fortgeschrittene Zivilisation nicht *unvermeidlich* ein ungeheures Mass an Ungerechtigkeit, Lügen und Gewalt voraussetzt. Doch sogleich sage ich mir, dass die Mächtigen all dieses nötige Übel überaus leichten Herzens organisieren. Ich ahne ihre tiefe Verachtung für die Herde, die sie anführen. Da liegt, glaube ich, mein fundamentaler Irrtum: Ich will in einer Menschenmenge nicht diese simple Herde sehen, von der die offiziellen Statistiken gelegentlich die befriedigenden Fortschritte verbuchen. Ich interessiere mich allzu ausschliesslich für die Schönheit des Individuums; und ich kann die Grösse eines Volkes nicht spüren, wenn die Gemüter der Menschen, aus denen es sich zusammensetzt, ohne Wärme, medioker oder hässlich sind. Ich will dem Gesellschaftsleben keinen anderen Zweck zusprechen als diesen: die lebendige Materie, aus welcher der Mensch gemacht ist, zu formen und zu verfeinern. Ach! Dieser Traum: In einer Menge zu baden, in der die Passanten alle geschmeidige Körper, ungezwungene Bewegungen und »zum Verwundern freimütige« Blicke hätten.

Man möge mir verzeihen: Ich hatte als Kind Spassvögel als Erzieher, die mir eine Seele, eine Persönlichkeit, einen Willen, freies Ermessen und ein Gewissen zuspra-

chen. Und was noch? Würde. Und ich, vertrauensvoll und arglos, habe das alles geglaubt. Doch in den Minuten, in denen ich nachdenke, begreife ich die Absurdität des menschlichen Hochmuts. Das Individuum hat absolut keine Bedeutung; und die grosse Angelegenheit für jede Spezies wird immer darin bestehen zu töten, zu fressen und Nachwuchs in die Welt zu setzen. Für das Grosse Auge, das aus der Tiefe des Weltraums unser zweckloses Sonnensystem betrachtet, bietet die Erde vielleicht einzig diese Besonderheit, ein lauwärmer Planet mit Läusen zu sein.

Wenn dies die universelle Ordnung ist, so sind meinesgleichen Kranke und zum baldigen Aussterben verurteilt. Doch ich will noch hoffen, denn die Zahl derer, die durch das monotone Spektakel der Blutbäder angewidert sind, wächst ziemlich rasch an. So lange wie das alles schon dauert! Was würden Sie zu einem gigantischen Fussballmatch sagen, bei dem fünf Milliarden auf dem Spiel stünden? Es würden alle dabei gewinnen. Oh! Ich sehe schon, was man dagegen einwenden wird. Doch es gibt andere Lösungen. Wird die Menschheit es denn nicht schaffen, einmal mit einem Lächeln auf den Lippen zu leben, bevor die Sonne erkaltet? Ach komm schon, eine gute Anwandlung, Menschheit!

★

Werfen wir einen letzten optimistischen Blick auf die Geschichte. Es gab eine Zeit, da war das Vaterland ein wandernder Stamm, dessen Angehörige sich eng zusammendrängten, weil sie Angst hatten. Dann gab es Jahrtausende lang Völker, die stark mit dem Boden verbunden

waren, den sie bebauten, und deren Zusammenhalt zeitweise unter dem Einfluss der sie umgebenden Feindseligkeit wuchs. Und jetzt kommt der moderne Entwurzelte. Denn die Menschenpflanze ernährt sich nicht nur über ihre Wurzeln. Heute finden die sehr reichen Leute in allen Grossstädten der Welt, in denen sie sich aufhalten, die Lebensweise wieder, an die sie gewöhnt sind. Die sehr armen Leute auch. Es gibt noch viele andere, die, durch das Leben angespornt, sich vom »Land, in dem ihre Toten ruhen« entfernen, ohne dass es ihnen das Herz zerreisst. (Eine Bemerkung: Es ist weniger anstrengend, die Toten zu lieben als die Lebenden.) Und ich sehe schon die ungebundenen Nomaden der Zukunft vor mir, die nach Lust und Laune irgendwo Halt machen, weil alle Gegenden der Welt inzwischen gastlich geworden sind. Die Menschen, die durch eine vorübergehende Sympathie einander näherkommen, werden dann unbeständige Heimatländer mit nicht fassbaren Konturen bilden, deren einzige Kraft dem Einklang der Gedanken und der Willenskräfte entspringt. Und an den Widersprüchen, die es zwischen ihnen geben wird, wird sich keine Feindseligkeit entzünden, denn man wird die Menschen Toleranz gelehrt haben, eine einfachere und nachhaltigere Tugend als die *Nächstenliebe*, die man umsonst während zwanzig Jahrhunderten gepredigt hat.

Lasst uns also, um die Ankunft dieses hypothetischen Tages etwas voranzutreiben, an dem der Mensch keine Angst mehr vor dem Menschen haben wird, unverdrossen den Boden für gastfreundliche Geister und hasslose Herzen bereiten.